

Prof. Dr. Eduard Stäuble  
Die verlorene Kindheit

Über das Buch »Der Sog« von Hans Boesch

Meine Damen und Herren,

das Buch »Der Sog« von Hans Boesch, das wir mit dem Bodensee-Literaturpreis 1989 der Stadt Überlingen auszeichnen, liegt auf mehrfache Weise quer in der literarischen Landschaft von heute.

Es ist kein Buch verdrossener Gesellschaftskritik, kein Buch zynischer oder verzweifelter Anklage, kein Buch plakativer Schuldprüche. Es betreibt keine masochistische Vergangenheitsbewältigung, keine narzisstische Selbstbespiegelung oder Selbstbemitleidung. Da schürt keiner unsere Urängste. Da hängt keiner seine intimste Seelenwäsche ins Licht der Öffentlichkeit und meint, die ganze Welt habe sich um seine Depressionen zu kümmern. Da wühlt sich keiner leidend oder wollüstig durch das Elend unserer menschlichen Existenz. Da schreibt keiner unsere Welt auf den Tod krank. Das Buch gehört nicht zu jener Gattung heutiger Bücher, für die schon der Begriff »Sanatoriumsliteratur« geprägt wurde – ein Begriff, der an Goethe erinnert auf der Fahrt von Weimar nach Berka am 24. September 1827, von der uns Eckermann erzählt: »Bald nach acht Uhr fuhren wir ab; der Morgen war sehr schön. Die Straße geht anfänglich bergan, und da wir in der Natur nichts zu betrachten fanden, so sprach Goethe von literarischen Dingen. Ein bekannter deutscher Dichter war dieser Tage durch Weimar gegangen und hatte Goethe sein Stammbuch gegeben. ›Was darin für schwaches Zeug steht, glauben Sie nicht‹, sagte Goethe. ›Die Poeten schreiben alle, als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazarett. Alle sprechen sie von dem Leiden und dem Jammer der Erde ..., und unzufrieden, wie alle schon sind, hetzt einer den andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das ist ein wahrer Missbrauch der Poesie ... – Ich habe ein gutes Wort gefunden‹, fuhr Goethe fort, ›um diese Herren zu ärgern. Ich will ihre Poesie die Lazarett-

poesie nennen; dagegen die echt Tyrtäische diejenige, die nicht bloß Schlachtlieder singt, sondern auch den Menschen mit Mut ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen.< Goethes Worte erhielten meine ganze Zustimmung.>

»Die ›Tyrtäische Poesie‹, die Goethe meint, leitet sich vom Dichter Tyrtaios her, der im 7. Jahrhundert vor Christus lebte und mit seinen Liedern die im Kriege bedrängten Spartaner so sehr begeisterte, daß sie ihre Feinde besiegten.

Nun werden wir nicht von unsern Dichtern erwarten, sie hätten, wie Tyrtaios, anfeuernde Kriegslieder zu dichten. Aber im Lebenskampf stehen wir alle, und darum – so meint es auch Goethe – haben wir gerade in schwieriger und gefährdeter Zeit wie der unsern eine Literatur, die uns auf die richtigen Lebensfragen hinführt, uns im Lebenssinn und Lebensmut bestärkt, gewiss nötiger als jene, die uns nur noch tiefer in Lebensängste stößt und Lebenskel in uns hochsteigen läßt.>

Lassen Sie sich aber, meine Damen und Herren, durch dieses einleitende Zitat nicht täuschen. Wer bei Hans Boesch eine fragwürdig gewordene »heile Welt« vermuten würde, zöge den falschen Schluß. Die Dinge liegen komplizierter, vertrackter. Mit seinem ganzen Werk steht Hans Boesch vielmehr inmitten von Heil und Heillosigkeit, mittendrin in den Spannungen von Natur und Technik, zwischen Naturverbundenheit und Naturentfremdung, zwischen einer bäuerlichen Welt und der Welt des Industrie- und Bauarbeiters. Die Spannungen zwischen Gefühl und Verstand, zwischen dem Meßbaren und dem Unfaßbaren gehen mitten durch ihn hindurch. Nur daß er darüber nicht in Klage oder Anklage ausbricht. Vielmehr trägt er diese Spannungen ständig in sich aus und versucht ihrer habhaft zu werden, indem er den gefährdenden Mächten und Gewalten, die uns umdrohen, mit dichterischem Gestaltungswillen begegnet. In dieser spaltungsmütigen und spaltungswütigen Zeit gehört Hans Boesch zum Orden derer, die mit ihrer Kunst auf das Ganze aus sind, nach dem ganzen Menschen, nach dem ganzen Leben trachten. Er ist kein ideologischer Vereinfacher, er schreibt aus einem umfassenden Welt- und Lebenswußsein heraus. Mit seinem ganzen dichterischen Werk legt er davon

Zeugnis ab. Aber auch als Verkehrs- und Stadtplaner, was Boesch während Jahrzehnten war, hielt er – manchen Schwierigkeiten zum Trotz – den Blick aufs Ganze gerichtet; Stadtplanung hieß für ihn, das Zusammenleben der Menschen in der Gemeinschaft zu fördern, der Stadt das Schützende, Bergende und Wohnliche zurückgeben.

Schon sehr früh hat er seine Lage einmal so beschrieben: »Versuche, konkret zu leben, die Sinne zu gebrauchen, das Leben >dem Boden nach< zu leben. Ist mir am wohlsten im Wald, im Dreck, zwischen Kompressoren, Abbauhämmern und Baggern. Sehe keine Kluft mehr zwischen Leben und Dichtung.« – Keine Kluft zwischen Leben und Dichtung – bei diesem Wort wollen wir ihn nehmen.

Hans Boesch wurde 1926 in Frümisen, einem Dorf am Fuße des Alpsteins im st. gallischen Rheintal geboren. Das war damals noch ein bäuerliches Dorf, an dem – von einiger Stickerei-Heimarbeit abgesehen – die Industrie so gut wie spurlos vorbeigegangen war. Boesch's Vater war Förster; sein Großvater war das, was man einen kleinen Baumeister nennen könnte. Seine Kindheit verbrachte Boesch in bäuerlicher Welt. »Diese Hirtenbubenzeit war zweifellos die schönste meines Lebens...«, hat er einmal bekannt.

Es war aber auch die Zeit, in der er schon als kleiner Bub und Schüler dem Unheimlichen und Dämonischen begegnet ist, das ihn sowohl faszinierte als auch ängstigte. Zu diesen Erlebnissen kam er durch die Sagen- und Märchenwelt, die dort im Werdenbergischen noch sehr lebendig war und ihn mit Träumereien, aber auch mit Schaudern und Schrecken erfüllte. Außerdem erfuhr er das Unheimliche durch die Gestalt eines Lehrers, eines unbeschreiblich elementaren Dick- und Freßsackes, der den Kindern Angst einflößte und das Dorf, die Wälder und Geröllhalden mit Sagen- und Spukgestalten bevölkerte. (Dieser Koloß von Lehrer hat ihn zur Figur des übergroßen Mollok in seinem unveröffentlichten Schauspiel »Der Rattenfänger« inspiriert, den er einmal sagen läßt: »So ein rechtes Paradiesgärtlein des Teufels ist die Angst. Jede Angst!«)

Die archaische, animalische und dämonische Welt seiner Kindheit war so mächtig, daß es dem jungen Boesch sehr entgegenkam, als sich ihm in Winterthur die Gelegenheit bot, in das dortige Technikum

einzutreten. Algebra und Geometrie, technisches Zeichnen und Mechanik, das Technisch-Kalkulierbare ganz allgemein war ihm willkommen als eine Art Gegenpol zu den Ängsten und Träumen der Kindheit, zu den Unwägbarkeiten und zur Unberechenbarkeit des Lebens überhaupt.

Boesch wurde Tiefbautechniker. Er arbeitete zunächst als Bauführer in Straßburg und in den elsässischen Kaliminen. In dieser Welt der Bergwerke, der Gruben und Stollen kennt er sich aus, dort hat er seine Bücher »Die Fliegenfalle« und »Das Gerüst« angesiedelt. Dann war er im Bauamt einer Zürcher Gemeinde tätig, und 1955 wurde er Chef der Verkehrsplanung des Kantonalen Tiefbauamts in Aarau. 1970 trat er als wissenschaftlicher Mitarbeiter in das Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich ein. Er ließ sich in Stäfa am Zürichsee nieder, wo er heute, nach seinem Abschied aus dem Berufsleben, als freier Schriftsteller lebt.

Seine Erzählung »Der Sog« leitet gewissermaßen diesen neuen Lebensabschnitt von Hans Boesch ein. Und es ist kein Zufall, daß er damit noch einmal an den Ort zurückkehrt, von dem er ausgegangen ist und dem er als junger Schriftsteller schon einmal ein Buch der Kindheit gewidmet hat: die zauberhafte lyrische Erzählung »Der junge OS« (erschienen 1957). Der Schweizer Dichter Albin Zollinger hat einmal gesagt: daß die »Kindheit der Erlebnisgrund par excellence« und »der Künstler vielleicht ganz einfach ein Mensch« sei, »dem es durch ein Wunder gelingt, sich den geisterhaften Zustand des Kindes zu erhalten oder doch wenigstens in Erinnerung zu rufen«. Boesch bekräftigt dieses Wort Zollingers, wenn er sich im Buch »Der Sog« erneut dieses Themas annimmt. »Das Leben verläuft zyklisch«, hat Boesch einmal gesagt. Er dachte immer in Kreisen, in Zusammenhängen und Übergängen.

Ihm ist bewußt, daß noch nie eine Generation eine derart rasante Entwicklung miterlebt hat wie die unsere. Der Sprung ins Zeitalter der Elektronik hat unsere Welt innert eines Menschenalters gründlich verändert. Der Knabe Simon in der Erzählung »Der Sog« erlebt während der frühen Dreißiger Jahre noch eine schier unberührte ländliche Welt mit den archaischen Strukturen einer bäuerlich-dörflichen

Großfamilie und mit einer ungebrochenen Naturverbundenheit. Dreißig Jahre später wird sich der junge Boesch ausgesetzt erfahren in einer völlig veränderten Welt der Technik und Industrie, der Elektronik und der Computer, in einer Welt der Naturentfremdung, des menschlichen Kontaktverlusts, der Technik- und Fortschrittsgläubigkeit und eines unbegrenzten Machbarkeitswahns. Die Folge dieser Entwicklung ist, daß der Mensch immer mehr nur noch in Schein- und Kunstwelten lebt.

Im Roman »Der Kiosk« läßt Boesch Wissenschaftler in einer sterilen Laboratoriumsatmosphäre ein Verfahren entwickeln, welches uns mit Hilfe ausgeklügelter Computerprogramme einen synthetischen Garten Eden bescheren soll. Utopisch orientierte, wissenschaftliche Weltverbesserer planen eine Unterwasserstadt als totale Surrogatwelt, in der die konkrete Sinnlichkeit des Menschen vollkommen abstirbt und jeder schöpferische Impuls des Menschen erlahmt. Dennoch endet der Roman mit der Hoffnung des Autors, daß es die Menschheit schaffen werde, sich produktiv gegen ihre eigenen destruktiven Tendenzen durchzusetzen.

In solchen Zusammenhängen haben wir Boeschs jüngstes Buch »Der Sog« zu sehen. Er kehrt damit gewissermaßen nochmals in seine vorelektronische Zeit zurück, setzt noch einmal von vorne an, indem er Erinnerungen wachruft an das, was war, bevor unser Leben zu einem erdfernen, naturfremden und unsinnlichen Scheinleben, zu einem Leben in der Konserve wurde. Er evoziert in diesem Buch einer Kindheit eine archaisch-primitive Welt, in der die enge Verbindung des Menschen mit der lebendigen Natur noch ungestört ist, in der Fruchtbarkeit, Geborgenheit, Liebe und Tod noch als Urerlebnisse erfahren werden, in der die Menschen noch ein erdhaft-sinnliches Leben führen, ein Leben »dem Boden nach«.

Darin liegt zutiefst begründet, warum sich Hans Boesch etwas vom schwierigsten vorgenommen hat, was in heutiger Literatur überhaupt möglich ist: die Geschichte einer Kindheit in einem Dorf des st. gallischen Rheintals während der Dreißiger Jahre zu erzählen und uns diese bäuerlich-archaische Welt und ihre Menschen durch die Augen des Buben Simon erleben zulassen.

Die Erzählung wird allerdings kaum je zu einer eigentlichen Ge-

schichte mit einer gradlinig fortlaufenden Handlung. Sie gleicht eher einem geheimnisvollen Mosaik aus Landschafts- und Naturbildern, aus Erfahrung der Jahreszeiten mit strahlender Sonne und strömendem Regen, mit Bergsturz, Wassernot, Föhn Nächten und Brandgefahr, ein Mosaik aus Erinnerungen, Begegnungen und Beobachtungen, aus Empfindungen, Gerüchen und Klängen, Freuden, Ängsten und Sehnsüchten, aus Träumen, Märchen- und Sagenmotiven, und von Menschen, deren Geschicke sich uns nur langsam enthüllen und die mehr oder weniger deutlich umrissen in die Seele des Knaben Simon treten:

Der Vater, Bannwart, ein Mann von empfindsamem Gemüt und leiser Melancholie – die Mutter, die es zu einem ganz anders gearteten Mann hinzieht, zum Armenhausverwalter Kurattli, der stark ist und forsch und der weiß, was er will – der Großvater, der über die Familie herrscht wie ein Tyrann und im Zorn einen seiner Söhne fast zu Tode prügelt – die Großmutter, die für den Buben Simon wie eine Höhle ist, in der er sich geborgen fühlt – der junge Lehrer Luzzi mit seiner Geige und Margerita, die Tochter des kauzigen Notars, die sich lieben – Mock, der Gemeindeammann, dem das halbe Dorf gehört – Guldener, der Viehhändler, ein Gauner und Intrigant – Kurattli, der Verwalter des Armenhauses, der es mit den Nazis hält und zu den Heil-Heil-Schreiern drüben im Vorarlbergischen überläuft ... Sie und die vielen andern im Dorf stehen auf schicksalhafte Weise in Beziehung zueinander, glücklich und unselig, liebend und feindlich, helfend und vernichtend. Boesch breitet ein Netzwerk menschlicher Verstrickungen vor uns aus, die vom Knaben Simon mehr nur geahnt als bewusst wahrgenommen werden.

Zu Anfang scheint es, als wäre Simon eine ungetrübt glückliche und unbeschwerte Kindheit beschieden. »Das ganze Tal – mit diesem hellen, lichten Klang beginnt das Buch – von der Quelle unten bis zu den Felszacken oben, von den Bergen jenseits bis zu den Bergen diesseits, von den Schneespitzen im Süden, gegen Bünden hin, bis zu den auslaufenden Hügelketten im Norden, war angefüllt mit Licht, mit dem Duft der Blüten, mit Bienengesumm und Hundegebell, mit dem Schlagen der Kälberschellen, mit Rufen, und mit dem Rumpeln der Wagen, die hinausrollten ins Ried.«

Aber die Idylle täuscht. Nach und nach beginnt sich diese Welt

dem Knaben zu verdüstern. Leben und Menschen werden von Simon mit wachsendem Staunen als ambivalent erfahren. Sie zeigen immer unverhüllter auch ihre verschatteten und zerstörerischen Seiten. Die Helle verdunkelt sich, und das Buch endet mit einem grauverhängten Vorwintertag: »Es regnete. Schneeflocken waren im Regen. Der Schnee klebte an den Regenschirmen und machte sie schwer. Über dem Rücken des Pferdes lag eine schwarze Decke. Der Mann, der das Fuhrwerk hergebracht hatte, ging um den Wagen und klappte die hintere Wagenwand herunter. Der Wagen war schwarz gestrichen.« Es ist der Leichenwagen, auf dem die Mutter zum Friedhof gefahren wird. Sie hat den Tod im Rhein gesucht, nachdem Kurattli sie verlassen hatte.

Mit wachen Sinnen und träumender Seele erlebt Simon die Verwandlungen seiner Welt. Wie von ferne drängen auch die politischen Umwälzungen jener Jahre in sein Bewußtsein. Bedrohlich mischt sich die neue Zeit mit der alten Welt des Dorfes. Das finstere Treiben der »Leute jenseits des Rheins« wirkt über die Grenze und greift ein auch in das Denken der Leute im Dorf. Kurattli ist begeistert von dem, was drüben vorgeht: In Deutschland gebe es »für jeden ein Auto«, sagt Kurattli, »die nämlich, die dort tun etwas fürs Volk, ja ja, für unser-einen.« Hitler und seine Nazi betören manchen im Dorf. Die scheinbar heile und festgefügte Welt des Knaben Simon bekommt Risse.

Gleichzeitig verschmilzt ihm aber alles, was er rund um sich sieht und hört mit der Sagen- und Märchenwelt, wie sie ihm aus den Erzählungen von Sina, der Frau des alten Notars, entgegentritt. An entscheidender Stelle des Buches läßt Boesch sie die Geschichten um die Herren von Hohensax und Forsteck erzählen, die Geschichte vom schwarzen Schmied und der schönen Dorotee, die Geschichte vom versunkenen Dorf. Immer wieder zieht es Simon hinaus an den See hinter dem »Bad«, wo er in der Tiefe des Wassers Dorotee als Wasserelfe und die Turmspitze der versunkenen Kirche zu erspähen sucht.

Damit ist das Urelement dieses Buches angesprochen: das Wasser, das allgegenwärtig ist in Quellen, in Weihern, im sumpfigen Ried, in Bächen und Brunnenstuben und in unterirdischen Strömen und Seen. »Im Brunnen« – »Das Bad« – und »Der See« lauten die Überschriften der drei Hauptteile des Buches. Das Wasser wird zum Leitmotiv und

Gestaltungsprinzip der ganzen Erzählung. »Der Ort hiess »im Brunnen« – mit diesem ersten bedeutungsvollen Satz beginnt das Buch – »Das Wasser stieß klar und kräftig aus der Tiefe herauf. Die Strudel und Wülste überwarfen sich, die Blasen platzten.« Und am Ende ist es der Fluß, der Rhein, der dem Knaben Simon die Mutter nimmt. Der Tag ihrer Beisetzung geht unter in Regen und Schnee. »Und der Schnee fiel ins Wasser. Und der Brunnen schluckte den Schnee, lautlos.« Das Wasser erweist sich als das Lebens- und Seelenelement des Knaben Simon. Eine vielschichtige Wassersymbolik waltet im ganzen Buch. Boesch schließt damit seine Erzählung gewissermaßen an bei jenem abendländischen Naturphilosophen der ersten Stunde, Thales von Milet, dem das Wasser als das schöpferische Element, als Ursprung und Wesen aller Dinge galt. Ähnlich entsteigt dem Knaben Simon die Welt seiner Kindheit dem Wasser. Und wenn der Ort »Im Brunnen« heißt, denken wir an das Mädchen im Märchen von Frau Holle, das in die Tiefe des Brunnen stürzt und sich beim Erwachen auf einer schönen Wiese wiederfindet, wo die Sonne scheint und tausend bunte Blumen blühen. Und wir denken an den Brunnen als Jungbrunnen, an den Brunnen, den Quell, der dem Menschen verlorene Jugend wiederschenkt.

Aber Simon erfährt bald auch das Wasser als bedrohliches und gefährliches Element, das im Regen wie eine Sintflut über die Erde hereinbricht oder im Winter als Lawine zu Tal stürzt. Das Wasser auch als Element, aus dessen unheimlich abgründigen Tiefen der Tod lockt.

Und in der Brunnenstube hockt, wie im Märchen, die alte Kröte, aus der ein Prinz wird, wenn Margerita sie küßt. Dem Volksglauben gilt die Kröte ursprünglich als Sitz wohlwollender Geister; die Kröte als Hausgeist und Schatzhüterin, die im Brunnen, im Stall und auch unterm Bett Gift und Krankheit an sich zieht, damit sie nicht den Menschen anfallen. Doch weil sie voll Gift und Krankheit ist, erscheint die Kröte auch als beängstigendes Motiv, als Hexen- und Teufelstier, das Schaden stiften kann. Wenn aber Simon vor der Kröte in der Brunnenstube graust, nimmt ihm Margerita, die noch in einem geheimen Einverständnis mit der Natur lebt, die Angst: »Die Wasserkröte«, sagt sie, »du fürchtest dich. Aber du wirst sie nicht plagen,

hörst du, du wirst sie nicht vertreiben. Denn die Kröte macht, daß der Brunnen fließt. Alles Wasser gehört der Kröte.«

Und Sina, Margeritas Mutter, erklärt Simon, daß die Kröte durchaus nicht immer ein Prinz sei; es könne auch ein Mädchen sein mit langem Haar und in leichtem Röckchen – eine Anspielung auf Ingeborg, das arme Mädchen, das als Kind hätte seinen kleinen Bruder hüten sollen, der in einem unbewachten Augenblick in den Bach fiel und ertrank, worauf Ingeborgs Mutter das Mädchen verstieß; es wuchs bei fremden Leuten auf, seine Seele verwirrte sich aus Gewissensangst, es fiel den Verführungskünsten des ruchlosen Guldener anheim, und dann ertränkte es sich mit seinem ungeborenen Kind im Rheinkanal, seither findet es nicht mehr aus der Brunnenstube heraus, und manchmal singt es leise, und Simon hört es singen, wenn er auf dem Schachtdeckel sitzt und lauscht ...

So verbergen sich bei Boesch hinter behutsamen Andeutungen oft ganze Menschenschicksale. Wo immer wir in diesem Buch irgendeinen Faden der Erzählung aufnehmen – er zieht andere Fäden nach sich, und schließlich stehen wir staunend und bewundernd vor einem fast undurchdringlich dichten Erzählgewebe.

Boesch's Erzählweise läßt uns die Menschen erfahren in einer unheimlichen und nur schwer durchschaubaren Verflochtenheit unter sich und mit der Welt, die sie umgibt und von der sie bestimmt werden. Man ist versucht, auch angesichts der Erzählung »Der Sog«, von einem fast chaotischen Ineinander von Mensch und Umwelt zu sprechen.

Und verflochten ist auch der Erzähler mit seinen Figuren. Boesch läßt die Geschichte »Der Sog« aus dem Blickwinkel des Knaben Simon erzählen. Aber geht das überhaupt? Wir stehen vor der Frage: Wer erzählt da eigentlich? Der Autor ist ja nicht der Bub selber, und der Bub selber kann unmöglich der Autor sein. Entweder es fließen Vorstellungen des Erwachsenen in die Welt des Kindes ein, oder das Kind sieht, erfährt und sagt Dinge, die es eigentlich erst als Erwachsener wissen könnte. Wie kann der Autor so vom Knaben Simon erzählen, daß glaubhaft wird, es sei der Knabe selber, der erzählt, ohne daß es dabei dauernd zu Brüchen und Unstimmigkeiten kommt? – Das ist ein ungeheuer schwieriges, schier unmögliches dichterisches Un-

terfangen. Aber eben dieses poetische Kunststück gelingt Boesch auf überzeugende und scheinbar mühelos Weise – scheinbar, denn diese erzählerische Leistung ist die Frucht eines langen, strengen Schaffens. Sie wird dadurch möglich, daß der Autor als Erzähler eine ganz besondere Haltung einnimmt: Boesch will nicht wie ein Herrscher, mit patriarchalischer Allmacht und Allwissenheit über seinen Geschichten stehen; er wolle, hat er einmal gesagt, wenn er über eine Sache schreibe, »darin versinken«. Durch solch erzählerische Versunkenheit hebt er die Kindheitsgeschichte des Knaben Simon aus Brunnentiefen ans Licht des Tages.

Zu diesem Gelingen trägt wesentlich auch Boeschs Sprache bei. Mit seiner einfachen, genauen und bündigen Sprache beherrscht er den Zugriff zur Realität ebenso wie zur Zauberwelt des Märchens, zur Natur ebenso wie zu den Menschen, den zarten wie den kraftvollen, den guten wie den schlechten, den verstörten wie den unversehrten. Seine Prosa nimmt uns durch ihr Sprachgefälle, durch Sprachmelodie und Sprachrhythmus gleichermaßen gefangen.

Dabei bleibt er immer nahe bei der Mundart. Er schreibt aus einer fruchtbaren Spannung zwischen Mundart und Hochdeutsch heraus, wie das viele Autoren gerade in der Schweiz, auch im süddeutschen Raum, im Elsaß und in Österreich tun. Solcher Regionalismus darf aber keineswegs in einem abwertenden Sinne als Provinzialismus verstanden werden. Im Gegenteil, gerade diesen sprachlichen Grenzlandschaften verdankt die deutsche Literatur immer wieder neue, kräftige Impulse, ohne die sie schon längst ausgebleicht und ausgeblutet wäre.

Damit auch ein deutsches Lesepublikum gewisse ungewohnte oder unbekannte Wörter versteht, hat der Verlag dem Buch ein kleines Glossar zur Erklärung mitgegeben. Zum Beispiel: Bungert (für Baumgarten), Darre (Trocken- und Röstvorrichtung), Kölsch (kariierter Baumwollstoff), Kramper (Gleisarbeiter), Pünt (kleiner Gemeindeacker), Tanse (Rückentraggerät für Milch), Wasen (feuchter Rasenziegel) usw.

Diese Bemerkungen dürfen aber nicht zum Verdacht verführen, es könnte sich bei diesem Erzählen um eine fragwürdige Art von Heimatliteratur handeln. Wohl vermittelt Boesch durchaus ein Heimat-erlebnis – es ist kaum vorstellbar, daß dieses Buch aus einer andern

Gegend kommen könnte als aus dem rheintalischen Werdenberg. Aber Heimat wird nicht aufdringlich beschworen, Heimat entsteht bei diesem Erzählen wie von selbst, weil Boesch nicht Landschaften und Menschen beschreibt, sondern das Leben selber evoziert. Er hat den schöpferischen Vorgang seines Schreibens einmal anschaulich erklärt:

»Stellen Sie sich eine lange, dunkle und schmale Gasse vor, die ganz am Ende, weit hinten, auf einen sonnenbeschieneenen Platz mündet. Zuweilen nähern wir uns diesem Platz, der Durchblick von der dunklen schmalen Gasse her ist schon so groß und hell, daß wir für Momente von einem Gefühl der Unversehrtheit erfaßt werden, einem kurzen Einswerden mit der Schöpfung, einer Harmonie, oder wie immer Sie es nennen wollen. Aber auf den Platz selbst hinauszutreten, ist uns nie vergönnt. Vielleicht ist es gut so, die letzte und höchste Erfüllung stets noch vor sich zu wissen ...«

So zeigt er uns auch die Welt des Knaben Simon mehr nur in Andeutungen. Dabei gewinnt gerade das Ausgesparte an Gewicht – an Bedrohung und an Spannung. Wir ahnen etwas von jenem verlorenen Paradies, aus dem der Mensch sich selber vertrieben hat und zu dem zurückzufinden uns heute so schwer geworden ist.

In welch anspruchsvollem und anforderndem literarischen Bereich sich Boesch mit seinem eigenen schriftstellerischen Schaffen bewegt, können wir daran ermessen, daß er auf die Frage nach Autoren, welche ihm besonders viel bedeuten, mit Namen antwortet wie: Charles Ferdinand Ramuz, Henry D. Thoreau, Trakl, Büchner, mit Elio Vittorini, Julien Gracq, Robbe-Grillet, oder mit dem Bekenntnis: »Ich möchte so schreiben können wie Carlo Emilio Gadda.« Wer an solchen Namen Maß nimmt, macht sich sein eigenes Schaffen nicht leichter.

Genug, meine Damen und Herren, der deutenden und lobenden Worte, mit denen ohnehin nur eine annähernde Beschreibung unseres preisgekrönten Buches gegeben werden konnte. Arnold Kübler, unser großer Schweizer Schriftsteller, hat einmal die Leute, die über Literatur reden und schreiben, spöttisch »die Überer« genannt. So schweige denn der »Überer« und lasse zum Schluss den Dichter selbst zu Wort kommen, damit das Werk durch ein Beispiel für sich selber spreche:

Der Armenhausverwalter Kurattli ist der Obernazi im Dorf und hat einmal den Viehhändler Guldener einen »kleinen Dreckjuden« genannt.

»Guldener ist kein Jude. Jeder weiß das«, sagte Sina. »Und zudem: wer außer Kurattli hat etwas gegen Juden? Du weißt, Anna, was Großmutter dazu sagt!«

»Juden sind Leute wie unsereins«, hatte Großmutter gesagt. Sie hatte mit Egon geredet. »Was seid ihr für Lakel!« Und sie hatte Simon auf die Knie genommen. Sie hatte am Tisch gesessen und hatte eine Dörrbirne, eine noch weiche, duftende, mit dem Messer der Länge nach aufgeschnitten. Die Kerne saßen süß im Saft. »Leute wie unsereins.« Simon hatte zuerst gar nicht hingehört. Die fremden Namen langweilten ihn. Was sollten sie bedeuten? Juden, Hitler, Nazi? Er betrachtete die Dörrbirne, das honigschwere Kerngehäuse, in dem die Kerne staken; und ein Kern war entzweigeschnitten, und die Schnittfläche war weiß. Wir hatten die Stickmaschine kaum gekauft, sagte Großmutter zu Egon, die Maschine war neu und das Sticklokal war neu, und wir hatten Geld aufgenommen von der Bank, um das Lokal zu bauen und um die Maschine zu kaufen. Ich wollte ein paar Franken dazuverdienen, während Ziegler draußen arbeitete am Damm, am Rhein, für fünf Franken den Tag arbeitete. Und wir hatten doch sechs Kinder. Und das Geld reichte nirgends hin. Weder für Schuhe, noch für Kleider. Denn für Lohn arbeiten konnte er ja nicht jeden Tag, Ziegler; bei Regen nicht, und nicht, wenn der Rhein Hochwasser führte. Wir hatten also die Maschine, und die Stickereiherren in St. Gallen hatten uns Arbeit versprochen. Doch kaum hatten wir die Maschine und hatten Schulden bis unters Dach, wie alle Nachbarn, wie die Leute in allen Dörfern, kaum hatten wir die Maschine, verlangte in den Läden kein Mensch mehr Stickereien. In den Städten waren andere Dinge Mode geworden. Man versuchte, die Preise zu senken, um die Stoffe leichter zu verkaufen; man stickte noch mehr, um die Preise tief zu halten, und so sind wir da gesessen. Du arbeitest von vier Uhr morgens bis abends zehn. Und der Lohn genügt nicht einmal, um die Raten für die Maschine zu zahlen. Klar, die Bank wollte ihr Geld. Und sie haben aus Sankt Gallen jede Woche einen Mann geschickt,

einen mit einem schwarzen langen Bart, mit einem schwarzen Hut und mit einem schwarzen Mantel, ja, einen Juden, um das Geld einzutreiben. Und da sah ich den Juden die Gasse heraufkommen und hatte kein Geld. Man wird uns auf die Straße stellen, dachte ich, mit den Kindern auf die Straße, und wir werden armengenössig werden und zugrunde gehen. Und da stand der Jude unter der Tür zum Sticklokal und sagte: ›Guten Tag, Frau, kein Geld?‹ Großmutter sprach so wie ein Fremder spricht, einer von weither. Und doch verstand Simon. ›Kein Geld, gute Frau. Nana‹, sagte er. Und er sah auf die Kinder, die am Boden herumkrabbelten. Zwischen der Maschine und dem Stoffzeug, das kein Geld gab, die Kinder. ›Nichts Sie haben? Doch doch: Sie haben Kinder. Schöne Kinder. Und Sie haben Hühner. Wenn Sie haben Hühner, Sie auch haben Eier.‹ Ach Eier, dachte ich, wer wird mit Eiern bezahlen. Die Bank mit Eiern bezahlen! ›Nana‹, sagte er, ›werde ich schon machen.‹ Und so hab ich ihm die Eier geholt und habe ihm ein Körbchen mit Eiern mitgegeben. Und in einer Woche brachte er das Körbchen wieder. ›Ich Eier nehmen‹, sagte er, ›gute Frau, viele Kinder, Eier schon gut.‹ Oh, die lieben Hühner, sie haben Eier gelegt, und jede Woche kam der Jude und trug die Eier zum Bahnhof, trug sie erst von Hof zu Hof über den Berg und schließlich hinaus ins Ried, zum Bahnhof, und rechnete mir die Eier als Geld an. Woche um Woche. Jahrelang. Bis ich die verdammte Maschine abbezahlt hatte, bis zum letzten Franken, und wir die Maschine zusammenschlagen konnten. Fast sieben Jahre lang hat er seine Eier geholt und hat darauf geachtet, daß man uns den Hof nicht unterm Hintern wegriß wie andern und wir nicht hinaus mußten auf die Straße. Ein Jude.

**1989** Hans Boesch, Stäfa am Zürichsee, für seinen Roman »Der Sog« (1988)

\* 1926 in Frümisen-Sennwald im St. Galler Rheintal,  
1946 Diplom als Tiefbauingenieur, Arbeit als Ingenieur, ab 1955  
als Verkehrsplaner in Aarau, ab 1970 als Regional- und Landes-  
planer an der ETH Zürich, seit der Pensionierung 1989 in Stäfa  
(ZH) und Latsch (GB),  
† 2003 in Stäfa

Hans Boesch: Der Sog. Roman. 288 Seiten. Nagel & Kimche  
Verlag, Zürich 1988

Preisverleihung am 2. Juli 1989, Laudatio Eduard Stäuble